

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nizon, Paul
Die Zettel des Kuriers

Journal 1990 - 1999
Herausgegeben von Wend Kässens

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41972-4

SV

Paul Nizon
Die Zettel
des Kuriers

Journal 1990-1999

Herausgegeben von
Wend Kässens

Suhrkamp Verlag

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Memminger MedienCentrum AG
Printed in Germany
Erste Auflage 2008
ISBN 978-3-518-41972-4

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Die Zettel des Kuriers

»Ich bin auch bloß ein Spürhund, dachte ich früher, der die Räume durchmißt, die Felder zum Wogen bringt oder nur so dasteht und schnuppert. Man weiß nicht, was mein Schnüffeln und Rennen soll. Wessen Hund ich bin. Was ich apportiere. Ich bringe eine Art Botschaft von Mensch zu Mensch, ich möchte eine Spur hinterlassen. Wer hält mich an der Leine, wer läßt mich laufen, wer pfeift mich heran, zu was bin ich nütze? Dachte ich.«

1990

8. Januar 1990, Paris

Igor Odilon Maximilien, so der volle Name des Söhnchens, ist ein überaus sympathischer Citoyen, er bringt jede Menge Umtriebe, Wunder und Freude ins Haus und den Alltag, ich werde wohl in der modischen Reihe der fortsetzungswütigen Alten à la Yves Montand situiert. Einerlei. Über Weihnachten waren wir selbdritt in der Schweiz, auf Familientour, sogar in Bern, im Hospiz zur Heimat gastierte unsere Dreieinigkeit. Ich fahre Mitte des Monats (wiederum mit Familie) nach Rom, nicht unbedingt auf Spurensuche, im Vordergrund eine Lesung. Ansonsten habe ich mich zu stabilisieren, um einen größeren Essayband redaktionell fertigzukriegen, der eine Summa meiner Aufsätze ziehen soll, Konsolidation. Sitzfleisch zu haben wäre angebracht. In diesem dermaßen vielversprechenden Jahr, in dem, wie im endenden 89, die Geschichte allen Prognosen davonläuft wie noch nie, kommen in France höchstwahrscheinlich sowohl *La Balaine* wie auch *Canto* heraus.

17. Januar 1990, Paris

Mit Odile und Igor in Rom gewesen. Fragte mich jemand, ob ich bereits ein neues Buch eingefädelt habe, ich winke ab. Wenn ich mich an ein Buch begeben, ist es, wie wenn ich für die Fremdenlegion signieren wollte, ich kann es nicht anders sagen.

1. Februar 1990, Paris

Diesmal hat mich Rom kaum mehr berührt. Etwas rührte sich bei der Einfahrt in die Stadt nach der vierzehnstündigen Bahnfahrt, doch mag dieses Etwas einfach das Südliche, das Palmen-

hafte, das saugende Licht, das Trümmerbrockige sein. Ganz leise oder schüchtern regte sich die Erinnerung an die damalige unumschränkte Gepäcklosigkeit des Stipendiaten, eine Unbekümmertheit; ich könnte es auch Lebenshunger nennen: ein Starren wie in ein Meer meiner harrenden Abenteuer, ein Leichtsinn?

Sonst kam mir Rom zum Ersticken und wie schmutzstarrend vor, heruntergekommen, brutal verkehrsverkommen.

Nach einem langen Spaziergang übers Kapitol ins Ghetto hinüber und von da über Campo de' Fiori und Piazza Navona und Pantheon und Piazza del Popolo etc. meine ich, daß die Chiffre Trümmer und Antikenmauer zusammen mit Vegetation und heutigen Verkehrsvehikeln und vielleicht einem barocken Kirchenelement, dieser Art Gestik, den Rom-Traum entfacht: Es ist Müdigkeit und Vergessenswilligkeit und Ergebenheit bis Faulheit in diesem Traum.

Ich verdanke meine Bücher den Städten – ein fast schon billiger Refrain. Die Stadt erpreßt dir die Sprache. Sie umgibt dich mit steinernem Druck, mit der komplexesten Verdichtung von Geschichte und Menschengeschichten, du hast das Wort auf der Zunge. Einmal wird es dir entschlüpfen. Du läufst durch die Stadt und rennst den erlösenden Wörtern nach. Sie wird dich an sich und zurücknehmen. Auch in die Arme und an die Brust und noch tiefer einvernehmen.

April 1990, Paris

Einmal träumte mir, ich befinde mich mit Freunden zum Abendessen im Restaurant. Wir tafeln und reden, und dabei weiß ich, das heißt bricht wie durch Wolken des Verdrängens oder Vergessens immer wieder das Wissen durch, daß ich ande-

rentags einen Weltmeisterschaftskampf im Boxen auszutragen habe. Eine fürchterliche Aussicht. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, einesteils ist es eine unglaubliche Extravaganz – ich in meinem heutigen körperlichen Zustand? Ohne Training, Können, Muskeln, ohne alle Voraussetzung, ein sechzigjähriger Schriftsteller im Ring gegen einen Profiboxer? Eine Sensation. Andernteils ist es ein Albtraum, nicht auszudenken, was die feindliche Kampfmaschine mit mir anstellen wird. Was heißt anstellen? Umbringen wird mich der Gegner. Und dabei ist gegen jedes bessere Wissen Hoffnung im Spiel. Und es ist ja noch Aufschub, noch nicht aller Tage Abend. Trinken wir, reden wir, denken wir nicht daran. Hoffnung und Angst, Hochgefühl und Panik schweben wie Zigarettenrauch über der Tafelrunde. Es ist der Vorabend vor der Bewährung. Vor welcher? Was hat mir wohl diese Furcht eingejagt und Hoffnung eingeimpft? *Vor dem Kampf* wäre ein Titel.

23. Mai 1990, Paris

Bei Karl Jakob Wegmann gewesen. Wohnt jetzt an der See-
straße in einem heruntergekommenen Mietshaus, das wie ein
schon fast fauliger Zahn (an der Verkehrsstraße) allein dasteht.
Wohnt im Erdgeschoß, und wenn man läutet, wächst erst ein-
mal die Stille, bevor sich die Tür öffnet. Karl kam wie ein ver-
lotterter Asylinsasse aus dem dunklen, ungelüfteten Kranken-
und Wohnzimmer, das auch Atelier ist, jedoch im Vergleich zu
den früheren großen Residenzen natürlich nur noch im Format
eines Verlieses. Kam mit herunterhängender Hose, klaffendem
Bauch, am Stock, die großen Araberaugen noch verklebt und
hielt mir eine gekrümmte, wohl gelähmte? Hand hin, nein: den
Arm; zum Schütteln. Es sah fürchterlich aus, doch bald einmal
auch komödiantisch. Die Palette, sehr schön in den Farbhäuf-

chen, auf einem wackligen Gestell. Er raucht wieder an die vierzig Zigaretten pro Tag, wobei er die Anzahl auf der Schachtel mit Strichen kennzeichnet, er dürfte ja nicht. Er habe Anfälle wie ein Epileptiker, immer wieder, sagt H. Er ist ihr ausgeliefert, angewiesen auf ihre Dienste, Handreichungen, Aufsicht – und dabei behandelt er sie anscheinend teuflisch (wie sie sagt), erniedrigend? Irgendwie scheint Karl, der auch mit den Ärzten auf Kriegsfuß steht – in der Erscheinung halb Simulant, halb senil oder nicht ganz bei Sinnen, schwer zu sagen, da er zwischendurch blitzhelle Gedanken formuliert –, ein Fall für die Endstation mit ganz wenig Überlebenschancen. Doch malt er immer wieder, die letzten Bilder genialisch in der Reduktion der Formen und dem Spielen mit der Leere. Auch befaßt er sich wieder mit mittelalterlicher Malerei aus der päpstlichen Residenz in Avignon, wie ein aufgeschlagenes Kunstbuch mit ihn inspirierenden Jagdszenen vermuten läßt – eine Art Übertragung eines Ausschnitts in Wegmannsche Formen und Farben lehnt auf einem Stapel Bilder. Er scheint eine erfolgreiche Ausstellung gehabt zu haben, total ausverkauft, jedenfalls scheint das Geld kein Hauptproblem. Schwer abzuschätzen, wie viel Übertreibung und In-Szene-Setzen mit im Spiel ist. Er steht unter starken Medikamenten, muß immer wieder nach Anfällen, Zusammenbrüchen als Notfall hospitalisiert worden sein. Anscheinend sehen ihn die Ärzte als Querulanten an, und einer habe H. am Telefon gesagt: »Lassen Sie ihn ruhig liegen und endlich verrecken« – obwohl das wiederum kaum glaubhaft tönt. »Wie geht's uns heute?« fragt der Arzt. Wegmann: »Cogito, ergo sum.« Der Arzt: »Sumsumsum. Ich kann sie jederzeit einliefern und in der Versenkung verschwinden lassen, merken Sie sich das.«

Diese Endstation weckt Assoziationen an die schlimmsten Flüchtlingsexistenzen, slawische Wohnverhältnisse. Ist Karl nicht tschechischen Ursprungs? In der väterlichen Genealogie

gibt es einen fremdländischen Herumzieher. Herrgottschnitzer. Bin froh, daß ich endlich wieder zu ihm gefunden habe. Er würde eher dem Wahnsinn vertrauen als der praktischen Vernunft, schrieb ich einmal. Nachtlegendig. Das stimmt heute wie eh und je. Er sagt, er male nachts, er brauche kein Licht, er sehe die Farben auch so. Er male auswendig.

Ende September 1990, Paris

Zum Phänomen *Heimat* dachte ich neulich, das Entscheidende sei das Zugehörigkeitsgefühl, wenn denn Heimat nicht als Last und Aufgabe empfunden werden soll. Nun, in meinem Fall kann ich sagen, daß ich mich rückblickend zugehörig fühle zu meinem Kindheitsland, das allerdings schon längst in eine mythische Landschaft mutiert ist, die Welt der Wiege, die Wiege der Welt. Kürzlich kamen mir geradezu die Tränen, als ich mich als kleinen Jungen im Länggassehaus in Bern nicht nur sah, sondern wiederempfinden konnte, wie damals die kleine Welt als das fürchterlich merkwürdige Welttheater mir entgegentrat mit allen wichtigen Figuren, Gerüchen, Versprechen; mit der schönen Lena und den Gangsterbrüdern, eine Art Felliniwelt. Was mich »zu Tränen rührte«, war das mächtige Staunen und durch das Staunen das Erschauen, Ergreifen, Erschaffen der Welt. Ich konnte meinen Tag der Weltschöpfung wiedererleben. Heimat ist heute für mich, was ich liebe: die Wahlheimat Paris. Die Schönheit, die Liebe, die Stadt, ihre Menschenwelt und Kultur, der Hochgesang, das Übersäumen der Augen und der Seele. Es ist die Zustimmung, der Jubel, die mir sagen, daß ich hier heimatverbunden und heimatberechtigt bin.

1. Oktober 1990, Paris

TRAUM. Zögerte lange, ihn aufzuschreiben, obwohl nichts Abstoßendes, nichts Angsterweckendes – es ist bloß so, daß mir dieser Traum wie ein fremder Traum erscheint. Nächtliche Wanderlandschaft, könnte im Bernegebiet sein. Weiß nicht, warum und wohin ich unterwegs bin. Zu Fuß? Oder habe ich meinen Wagen stehen lassen müssen? Zu Fuß also. Irgendwo in der Nähe einer Scheune oder eines sonstigen Dorfrelikts (kein Ort in Sicht) komme ich an einem merkwürdigen, sehr auffallenden Subjekt vorbei, einem Transvestiten? Gewand buntscheckig, Gesicht schreiend maskenhaft bemalt, der neben einem Fahrrad liegt, auf dessen Gepäckträger ein lebendiger ausgewachsener Adler – ja, kein Zweifel, ein Adler (kein Falke oder anderer Raubvogel) – kauert. Das Subjekt ist nicht gestürzt oder in Not, sondern liegt hingestreckt da, den Kopf aufgestützt, spricht mich an und bietet mir das Fahrrad als Reisevehikel an, das ich denn auch besteige und samt Adler unter die Pedale nehme. Erst geht's durch Dunkelheit über holprige Trampelpfade, die jedoch unversehens in eine Überlandstraße münden, wo ich mit meinem geflügelten Passagier auf dem Gepäckträger einigermaßen vergnügt dahinfahre, bis wir in einem Dorf oder einem größeren Ort eintreffen. Ich sehe mich eine ewiglange Freitreppe emporsteigen, die zu einem ländlichen Hof oder gar Repräsentationsgebäude und warum nicht Gericht führt; ob mit oder ohne Adler kann ich nicht sagen, es liegt viel Geheimnisvolles in der Luft, auch Spannung. Und von da oben erblicke ich einen Verkehrspolizisten – ja, es ist ein echter, kein Landjäger – auf einem Platz aus einem Wasserbecken heraus gestikulieren, aus dessen Element sich mehrere übermenschengroße Delphine bäumen und springen, die den Mann mutwillig in die Wangen schnappen, ihn ablenken, während der Gendarm mich sieht und mir etwas zu signalisieren scheint.

12. Oktober 1990, Paris

Kam mir kürzlich in den Sinn, wie ich – im Gymnasiastenalter – zusammen mit Alfred Reinhard Hohl per Fahrrad in das Tessin reiste. Allerdings haben wir die Alpen im Zug und im Speisewagen durchquert, junge Kerle, halbe Kinder! nobel im Speisewagen, die Räder im Frachtabteil; dann eine Schußfahrt über die kurvenreichen Paßstraßen. Haben die andere Luft, das andere Klima, den Wechsel von »jenseits und diesseits der Alpen«, den Süden erlebt; wir sprachen hinterher von den »lauen Dörfern nach Faido«. Die Bergkessel im Norden, die verlorenen Bauernhäuser und Schober, die steilen Wände, Berghalden der engen Täler, das Heroische in der Vereinzelung dieser ausharrenden Einzelhöfe, das Pionierhafte. Und das Finstere, welch harte Bedingungen. Und die Gedanken an die Italienreisenden der Goethezeit, die die Gotthardstrecke in der Postkutsche befuhren und bereisten oder zu Fuß überwandten. Und dann im Süden die laue Luft, die anderen Farben der Häuser im südlichen Licht, die Gerüche von Feuern und Küchen und Natur, das »Verliebte« in der Luft, die anderen Kirchen, Architekturen. Das Gestalthafte selbst in den Pflanzen. Wenn ich an all die anderen Fahrten über oder durch den Gotthard (später den San Bernardino) denke, fällt mir das Gewaltige, gewaltig Getürmte der Felsenlandschaft ein, der kolossale Naturaspekt, Thron Gottes, das Staunenswerte, Andachterweckende, Einsame, Geworfene. Ja, in dieser wilden Bergnatur ist heute noch etwas Unverbrauchtes. Die tosenden Wasserfälle, die Kargheit. Und überhaupt die Verengung, Verödung, wenn man vom Mittelland hinein in die Inner- oder Urschweiz fährt, die Verfinsterung, Vereinsamung bis Verarmung der Natur bis dahin, wo sie im Felsgetürm un- und übermenschlich wird. Andermatt, Göschenen. Und jenseits die Öffnung, Italien als Fata Morgana. Das Meer als Versprechen.

Es ist der Kontrast Natur/Kultur, lebensfeindlich, unwirtlich, heroisch einerseits und human, lebensvoll betörend, gärtlich mit Reben und Kastanien und Seen und Dörfern voller Geselligkeit und Verlockung andererseits, was einen, ohne weiter nachzudenken, anweht. Und hinzu kämen der Wechsel der Sprachen, die Sprachlosigkeit, das Mürrisch-Verschlossene, Wortkarge in den Bergkesseln und die Melodik der italienischen Rufe und Zurufe und Canzoni, das Weiche und Mitteil-same. Auch dieses Erleben gehört zum Schweizersein. Überhaupt fällt mir ein, daß die Landschaften viel prägender waren, als man es aus dem lebenslangen Abstand wahrhaben will.

Ich glaube, das Heimat anbietende (und damit das Identifikationsangebot) ging von der Landschaft und von der bäurischen Lebensweise aus. Und diese atmeten Lebenswerte. Aus heutigem Abstand gleiten die Erlebnisse von all den in Aeschlen bei Oberdiessbach (Emmental) verbrachten Sommerferien der Kindheit, recht eigentlich im bäurischen Alltag verlebten langen Wochen, in das bei einem Gotthelf Gelesene über; es entsteht aus dem Gelebten (auch im Landdienst auf der Oschwand Gelebten) und Gelesenen, Gehörten etwas intim Schweizerisches, das ganz selbstverständlich auch den Freiheitsbegriff einschließt und die falsche Gemütlichkeit der Folklore durch echtes Leben ersetzt: Ich meine die Erfahrung von einem bestimmten Zusammenleben, wohl etwas Demokratisches. Es steckt sogar ein Schlupfloch zu etwas Paradiesischem darin. Das Bäurische war ja damals in meiner Kindheit auch in der Stadt Bern sehr stark anwesend, übrigens waren die meisten Berner verwandtschaftlich noch ans Land gebunden, sie waren Städter in der zweiten oder dritten Generation.

Den Gegensatz bildeten die patrizischen Familien. Und die Gelehrten, die den Kontakt zur Welt in vielfacher Dimension vermittelten kraft ihres Wissens und eines bürgerlichen Humanismus. Und dann fällt mir, um die gesellschaftliche Palette

anzudeuten, das emigrantische Element ein, die italienischen Fremdarbeiter und die ausländischen Studenten. Dazwischen das Beamtentum, das jedoch den ländlichen Hintergrund deutlich spüren ließ. Ich denke, daß ich damals in den dreißiger Jahren meiner Kindheit und in den vierziger Jahren der Gymnasiastzeit noch etwas Echtes, etwas in echtem Sinne Schweiz-Bedeutendes, etwas das mit freiem Bauerntum, aber auch mit Pestalozzi und dann mit früher Industrie zu tun hatte, mitbekommen habe. Nur daß dieses Echte dann nach dem Krieg verwässerte und degenerierte und Scheinwelt und von sehr undurchsichtigen Veränderungen verwischt wurde. Doch bis zur Kindheit gehörte das DORF nicht einfach nur zum Anschauungsunterricht, sondern zu einem Strahlpunkt, zu einer Art Wiegenwelt. Auch später ist mir, wenn ich es richtig bedenke, aus den Landschaften immer viel übergekommen, aus dem Oberland und Emmental im Bernischen, aus dem Seeland. Ich unterschied sehr empfindsam zwischen den einzelnen Gegenden und Lebensarten (Klimata) im eigenen Kanton wie zwischen den weiteren Landschaften, Kantonen. Der Kanton Freiburg und das Waadtland und Genf waren reichgestufte Panoramen für den jungen Menschen, der etwa per Rad hindurchfuhr. Wie auch Zürich und Basel und die Bodenseeschweiz, um vom Jura zu schweigen, noch Länder und unterschiedliche Republiken mit je anderen Kulturen waren. Und dann verbrachte ich ja doch insgesamt zu verschiedensten Malen Wochen im Tessin, sowohl in Frischs Berzona über Locarno wie in Caviano im Haus der Albisetti am Lago Maggiore oder in Carona über Lugano (Pantrovà). Ist das Vergoldungsarbeit an der frühen Zeit? Ich glaube, in meinen Büchern, das heißt in der dort aufgezeichneten Kindheit, kommt alles ziemlich genau zu Wort, was war. Und dann wäre von jenen Persönlichkeiten zu reden, die Schweizer *und* Europäer waren und nicht nur einen Liberalismus, sondern gerade kraft ihres Schweizertums einen Uni-

versalismus ausstrahlten: von einem Paul Hofer, Albisetti, Huggler, von Salis. Sie waren nicht Nationalisten, das war es. Sie waren kultivierte Europäer, in welchen das lateinische Erbe mit dem Alemannischen verschmolz, sie waren gebildet und unabhängig. Sie waren nicht heimatlos, im Gegenteil, und dennoch kosmopolitisch. Etwas, das sie sowohl von Deutschen wie von Franzosen (in gutem Sinne) unterschied. Freie Menschen, potentielle Weltbürger. Vielleicht waren sie aber auch nur überlebende Europäer einer Epoche, wo so etwas selbstverständlich gewesen war – zumal für Bildungsbürger privilegierter Abstammung. Sie waren Humanisten.

Dezember 1990, Paris

Ich habe, glaube ich, meine Bücher alle nach musikalischen Prinzipien verfaßt, überhaupt habe ich beim Schreiben wohl immer musikalische Strukturen und Ausdrucksweisen im Ohr. Ich arbeite in aller Unschuld, das heißt ohne groß daran zu denken, mit Tonarten, Tempi, Tempiwechseln, mit Auftakten, Ober- und Untertönen, mit Stimmen, Haupt- und Nebenstimmen, Stimmen, die sich verflechten, mit Begleitmusik und Orchestrierung, mit Phänomenen wie laut und leise – piano bis fortissimo – und mit Pausen. Ich komponiere meine Texte nach dem Muster klassischer Kompositionen in drei oder vier Sätzen wie Sonaten oder Orchesterstücke. Doch gibt es auch Passagen, die dem klanglichen und rhythmischen Bildern des Jazz gehorchen, und außerdem gibt es Anspielungen auf volkstümliche Weisen und warum nicht auf Gassenhauer. Ich arbeite nicht nur mit Musik, sondern auch mit Geräuschen, Geräuscheffekten; ich bilde mir ein, das kann bis zum Kreischen und bis zur Kakophonie gehen. Ich schreibe eine rhythmisch skandierte tönende Prosa, das